

Bischof Matthias Ring
ergreifend, nicht greifbar
Über den Heiligen Geist



Die in diesem Heft abgedruckten Texte sind Predigten, die Bischof Dr. Matthias Ring in den letzten Jahren an Pfingsten in der Namen-Jesu-Kirche in Bonn gehalten hat. Matthias Ring ist seit 2010 Bischof des Katholischen Bistums der Alt-Katholiken in Deutschland.

Matthias Ring
ergreifend, nicht greifbar
Über den Heiligen Geist

© Titelbild: Aus dem Zyklus „CREDO – Ich glaube“ von Marion Wenge (www.marionwenge.de) mit Dank für die Abdruckerlaubnis.

Seite 9: Pfingstereignis, Seite 13: Turmbau von Babel, Gemälde von T.F. Neumann (1994) in der Evangelisch-Lutherischen Hauptkirche St. Trinitatis in Hamburg-Altona mit Dank für die Abdruckerlaubnis.

Rückseite: Kanzel in der Namen-Jesu-Kirche Bonn.

© Alt-Katholischer Bistumsverlag Bonn 2021

ISBN 978-3-948740-06-1

Geist oder Heiliger Geist? Ein alltägliches Phänomen

Ich muss zugeben, dass ich meistens sehr ungenau bete, ungenau im Hinblick auf den Adressaten. Bete ich zu Jesus, zu Gott Vater oder zum dreieinen Gott? Selten gebe ich mir darüber Rechenschaft. Ich bete eher so, wie ein schlechter Jäger schießt: Mit breiter Streuung wird schon irgendwie das Ziel getroffen.

Was ich aber meistens ausschließen kann, ist das private Gebet (nicht das liturgische) zum Heiligen Geist. Freilich, in meiner Kindheit wurde mir noch oft der Rat gegeben, vor Schulaufgaben und Prüfungen ein Stoßgebet zum Heiligen Geist zu schicken. Im Nachhinein scheint mir dies typisch zu sein für das weitverbreitete Verständnis von dem, was wir Heiliger Geist nennen. Wenn es um

das Denken und den Verstand geht, um geistige Fähigkeiten, wenn nach einer Lösung gesucht wird, dann – wenn überhaupt – wurde und wird der Heilige Geist angerufen, ähnlich wie früher der heilige Antonius von Padua bei der Suche nach verlorenen Dingen. Zu mehr hat er es nicht gebracht, der Heilige Geist, als zu einem besonderen Schutzpatron für unser menschliches Gehirn.

Mit der dritten Person des Einen Gottes weiß das westliche Christentum wenig anzufangen. Im Laufe der vergangenen Jahrhunderte haben sich alle möglichen Spiritualitäts- und Frömmigkeitsformen herausgebildet, von der eucharistischen und liturgischen Frömmigkeit über die Herz-Jesu-, Heiligen- und Marien-Verehrung bis hin zu einer biblisch orientierten Spiritualität, aber eines findet sich im Westen kaum: eine Heilig-Geist-Spiritualität.

Ein Vergleich mit Jesus lässt ahnen, worin diese „Zurückhaltung“ gegenüber dem Heiligen Geist begründet ist. Trotz aller abstrakten theologischen Spekulationen über Christus, die für viele nur schwer nachvollziehbar sind, hat wohl jeder Gläubige einen direkten Zugang zu Jesus. Denn mit ihm haben wir eine konkrete historische Gestalt vor uns, über die wir Erzählungen haben und von der es überlieferte Worte gibt, an denen wir uns orientieren können. Jesus ist vorstellbar und in gewisser Weise durch die Evangelien „greifbar“.

Ganz anders beim Heiligen Geist. Hinter ihm steht keine historische Person, wir haben keine überlieferten Worte und Erzählungen. Feuerzungen und die Taube müssen als schwache Vorstellungshilfen herhalten. Wenn von ihm gesprochen wird, dann geht es eher um seine Gaben und Wirkungen als um ihn selbst. Es geht um ein Phänomen, das den Menschen ergreift, selber aber nicht greifbar ist. Deshalb kann seine Gegenwart nur erbeten werden und deshalb sind Heilig-Geist-Lieder häufig Bittlieder: „Komm, Heiliger Geist, und erfülle die Herzen deiner Gläubigen!“

Nachdem ich den kindlichen Glaubensvorstellungen entwachsen war, fand ich lange Zeit keinen Zugang zum Heiligen Geist. Er eröffnete sich mir unerwartet, als ich vor rund 30 Jahren Vikar in Würzburg war. Ein Freund nahm mich damals mit zu Vorlesungen eines emeritierten und mittlerweile verstorbenen Philosophieprofessors, Heinrich Rombach, der unter anderem eine Philosophie des Geistes lehrte, die ihm in Fachkreisen den Ruf eines Sonderlings einbrachte. Er selbst war kein religiöser Mensch, aber mir ging es bei dieser Philosophie des Geistes oft so, dass ich dachte: Ist der Unterschied zwischen Geist – im Sinne Rombachs – und Heiligem Geist wirklich so groß?

Rombach hat uns gelehrt, offen zu sein für die vielen Geistphänomene, die es in der Welt gibt. Keine Angst,

ich meine jetzt nicht das Tischrücken oder Pendeln oder andere esoterische Praktiken. Ich möchte mit Ihnen ein ganz alltägliches Geistphänomen betrachten: das gelungene Fest. Und wenn Sie im Hintergrund die Pflingstgeschichte mitdenken, werden Ihnen von selbst Parallelen und Übereinstimmungen auffallen.

Es ist schwer zu sagen, was dazu gehört, damit ein Fest gelingt. Die meisten Feste gelingen trotz größten Aufwands nicht. Ein schales Gefühl, Zeit vertan zu haben, bleibt dann zurück. Wer aber ein gelungenes Fest erlebt, der spürt, wie sich irgendwie eine Stimmung oder Spannung aufbaut, die alle Beteiligten im Laufe des Festes ergreift und mitnimmt, ja mitreißt. Die Menschen dieses Festes wachsen geradezu zu einer Festgemeinschaft zusammen. Alles scheint zu harmonisieren. Man hat das Gefühl, mit lauter interessanten Leuten zu sprechen. – Trifft man freilich den einen oder anderen Tage später wieder, kann es sein, dass sich der Eindruck vom Fest nicht bestätigt.

In dem glückhaften Fall eines gelungenen Festes ist es egal, ob Äußerlichkeiten passen oder nicht. Da kann selbst der Festtagsbraten verschmorn, die Stimmung wird dies nicht ruinieren; sie trägt diese kleine Katastrophe und wandelt sie zu etwas, worüber später nicht gelästert, sondern geschmunzelt wird. Und vielleicht wird

man sogar sagen: Gerade weil der Braten verbrannt ist, war es ein so schönes Fest.

Rombach nannte das, was wir mit „Stimmung“ bezeichnen, im Anschluss an die Antike den „Geist des Festes“. Dahinter steht die Vorstellung, dass ein Fest nicht aus sich heraus gelingt und nicht einfach nur in der Hand der Menschen liegt, sondern dass von außen etwas dazukommen muss, eben der Geist des Festes, der alle Festteilnehmer ergreift und sie zur Festgemeinde formt.

Irgendwann kommt freilich der Moment, da das Fest ausklingt, die Spannung legt sich, der Geist entzieht sich. Dann muss rechtzeitig das Ende gefunden werden, damit das gelungene Fest gelungen bleibt, denn halten oder künstlich verlängern kann keiner die beschriebene Spannung.

Was läge näher, als ein gelungenes Fest zu wiederholen? Also werden dieselben Gäste eingeladen, der äußere Rahmen ähnlich arrangiert. Und? – Die Stimmung, sagen einige hinterher, war nicht dieselbe wie damals. Das gelungene Fest hat sich nicht wiederholen lassen – trotz aller Mühen. Das Entscheidende ist eben nicht machbar, ist unserem Handeln entzogen. Durch Wiederholung entstehen allenfalls Rituale.

Rombach nannte das gelungene Fest im Anklang an die Antike ein alltägliches Geistphänomen, wovon die Welt voll sei. Drei Beispiele möchte ich noch nennen, verstanden als Anregung, selbst nach diesen Phänomenen Ausschau zu halten.

Ein gelungenes Gespräch kann ein Geistphänomen sein. Da setzen sich zwei zusammen und finden zu einem tieferen Verständnis füreinander und zu Lösungen, an die sie vorher nicht gedacht haben. In der Politik wird bisweilen der Geist solcher Gespräche beschworen, zum Beispiel der „Geist von Camp David“, wenn es um den Frieden im Nahen Osten geht. Denn 1978 trafen sich dort, auf dem Landsitz des US-Präsidenten, die Staatsschefs der USA, Ägyptens und Israels, Carter, Sadat und Begin, um den ägyptisch-israelischen Friedensschluss vorzubereiten.

Auch eine gelungene Predigt kann ein Geistphänomen sein. Jeder Prediger, jede Predigerin kennt die Erfahrung, dass eine Predigt zwar eine handwerkliche Seite hat, aber da gibt es noch das besondere Etwas, das niemand in der Hand hat. Manchmal muss man eine Predigt zweimal oder dreimal halten. Obgleich es dieselbe Ansprache ist, geschieht einmal etwas, baut sich etwas zwischen Prediger und Gemeinde auf, was beide mitnimmt und mitzieht, hat er das Gefühl, von der Gemeinde wirklich verstanden zu werden – und ein andermal nicht.

Und natürlich darf an dieser Stelle der viel beschworene Teamgeist nicht fehlen, der nicht nur im Sport eine Rolle spielt. Ohne diesen Geist ist ein Team kein Team, sondern nur eine Ansammlung von Individuen.

Betrachtet man diese alltäglichen Geistphänomene, zeigen sich Gemeinsamkeiten, quasi Strukturmerkmale des Geistes:

So handelt es sich stets um Begegnungsphänomene. Menschen müssen zusammen kommen, einander begegnen, damit der Geist dazukommen und sie ergreifen kann. Vielleicht erklärt sich daraus, dass geistvolle Telefonate eher selten sind (falls es sie überhaupt gibt), und ein geistvoller Internetchat wahrscheinlich unmöglich ist.

Ein zweites Strukturmerkmal der Geistphänomene ist das Verstehen, das sich ereignet, und zwar nicht in einem intellektuellen, sondern in einem umfassenderen Sinn. Wenn Sie an Ihr letztes geistvolles Gespräch zurückdenken, werden Sie nachvollziehen können, was ich meine. Es geht um jene Momente, da wir einander ganz nahe sind, weil wir einander im Tiefsten verstehen.

Moderne Menschen sind geneigt, das alles nur für eine bildhafte Ausdrucksweise zu halten. Mit Geist habe das alles natürlich nichts zu tun, da es so etwas nicht gebe. Ein bisschen Psychologie reiche, um diese Phänomene zu

erklären. Heinrich Rombach sagte uns damals: Das können Sie natürlich so sehen. Aber fragen Sie sich, ob Ihr Leben reicher oder ärmer wird, wenn Sie mit Geist rechnen. Und fragen Sie sich auch, ob Sie in das Verständnis dieser Welt tiefer eindringen, wenn Sie die Vorstellung „Geist“ zulassen.

Rombachs Vorlesungen waren für mich ein Aha-Erlebnis. Seither ahne ich, was gemeint sein könnte, wenn wir vom Heiligen Geist sprechen. Die Pfingsterzählung ist für mich seither auch nicht mehr unverständlich und mysteriös, denn eigentlich ist damals gar nichts so Ungewöhnliches geschehen. Der Geist hat die versammelten Jüngerinnen und Jünger ergriffen und mitgerissen. Er hat sie zur Gemeinde geformt, weshalb wir dieses Ereignis als Geburtstag der Kirche betrachten. Der Geist hat ihnen auch ein tiefes Verstehen ermöglicht, für das das Sprachenwunder zu Jerusalem ein bildhafter Ausdruck ist.

Die Vorstellung „Geist“, erst recht „Heiliger Geist“ und damit das Pfingstfest muten uns einiges zu, nämlich die Erkenntnis, dass es etwas in dieser Welt gibt, was nicht in unserer Hand liegt, was für uns nicht greifbar ist, uns aber immer wieder ergreifen kann. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen in Ihrem Alltag viele Erfahrungen von Geist und vielleicht sogar Heiligem Geist!





Von Babel nach Jerusalem Das Geheimnis des Verstehens

Bilder sind mächtiger als Texte. Sie hinterlassen einen tieferen Eindruck als das gesprochene oder geschriebene Wort. Wahrscheinlich liegt es daran, dass mir bei der Geschichte vom Turmbau zu Babel (Gen 11,1-9) als erstes eine Filmsequenz aus einem Hollywood-Schinken der fünfziger Jahre einfällt. „Die Zehn Gebote“, so heißt er, mit Charlton Heston in der Rolle des Moses. Der Mosesgeschichte vorgeschaltet ist eine kurze Sequenz über den Turmbau zu Babel. Man sieht im Film, wie ein kegelförmiger Turm entsteht, dessen Spitze bereits in die Wolken ragt. Doch plötzlich verstehen sich die Arbeiter nicht mehr. Jeder spricht eine andere Sprache. In Panik verlassen sie die Baustelle und zerstreuen sich in alle Himmelsrichtungen, der Turm bleibt unvollendet. Die

Menschheit zerfällt fortan in unterschiedliche Völker mit verschiedenen Sprachen.

Diese Geschichte wird in der Regel als Versuch gedeutet, in einer mythologischen Erzählung eine Erklärung für die Vielfalt der Völker und Sprachen zu bieten. Aufgrund des Anspruchs, einen Turm zu bauen, der bis in die Wolken reicht, wurde Babel zudem zum Sinnbild für menschliche Hybris, für menschliche Selbstüberschätzung. Der Turmbau ist damit sprichwörtlich geworden.

Als ich die Geschichte vor einiger Zeit erneut las, war ich ganz erstaunt, dass ich bisher etwas ganz Wichtiges übersehen hatte. Es geht nämlich nicht nur um den Bau eines Turms, schon gar nicht primär, sondern um den Bau einer ganzen Stadt mit einem Turm. Die Größe des Turms scheint sich sogar in Grenzen gehalten zu haben. Man darf es durchaus als Ironie verstehen, wenn der Erzähler schreibt, Gott habe herabsteigen (!) müssen, um den Turm und die Stadt zu sehen. Dass der Bau der Stadt sogar wichtiger ist als der des Turms, können wir am vorletzten Vers erkennen, der lapidar lautet: „Der Herr zerstreute sie von dort aus über die ganze Erde und sie hörten auf, an der Stadt zu bauen.“ Der Turm wird gar nicht mehr erwähnt.

Was hat es mit dieser Stadt auf sich? Im biblischen Erzählzusammenhang spielt diese Geschichte unmittelbar

nach der Sintflut. Die Überlebenden der Flut und ihre Nachkommen wollen sich eine Heimstatt errichten. Babel wäre damit die menschliche Ur-Stadt schlechthin, eine Heimat für alle Menschen. Die Erbauer begründen ihr Wollen auf interessante Weise. Im Vers 4 lesen wir: „Auf, bauen wir uns eine Stadt und einen Turm mit einer Spitze bis zum Himmel und machen wir uns damit einen Namen, dann werden wir uns nicht über die Erde zerstreuen.“ – Die gesamte Menschheit, die eine Sprache spricht, lebt in dieser Vision nach der Flut an einem Ort friedlich vereint und zerstreut sich nicht über die Erde. Darum geht es, das ist der Sinn des Babel-Projekts.

Bei vielen biblischen Geschichten ist es sinnvoll zu fragen, welche menschlichen Grundsehnsüchte uns in ihnen begegnen. Im Stadtbau zu Babel spricht sich die Sehnsucht aus nach einer Menschheit, die friedlich vereint lebt, nach einem tiefen Verstehen unter uns Menschen, ein Verstehen, für das die Sprache nur ein Symbol ist und das natürlich viel tiefer geht. Aber die Geschichte versucht auch zu erklären, warum diese Sehnsucht unerfüllt bleibt, warum sich Menschen im eigentlichen, aber auch im übertragenen Sinn mit dem gegenseitigen Verstehen so schwer tun, sich zerstreiten und sogar bekriegen, warum menschliche Gemeinschaft an sich immer wieder scheitert. Für den biblischen Autor ist nur eine Antwort möglich: Gott will es so. Zu dieser Antwort muss hier der Hinweis genügen, dass für den biblischen Erzähler die Welt als von Gott



geordnet erlebt wird. Deshalb muss auch das elementare Nichtverstehen gottgewollt sein.

Es ist natürlich kein Zufall, dass die Leseordnung für den Vorabend des Pfingstfestes diese Stadtbaugeschichte vorsieht. Pfingsten und Babel korrespondieren miteinander. Im Grunde kann man Pfingsten ohne Babel nicht verstehen, denn an Pfingsten wird wenigstens anfangshaft geheilt, was in Babel zerbrochen ist. Freilich, so wenig es sinnvoll ist, nach der Historizität der Babelgeschichte zu fragen, so wenig Sinn hat es, sich den Kopf zu zerbrechen, ob ein solches Sprachenwunder wie an Pfingsten möglich ist. Im Alten Orient hat man versucht, Erfahrungen in Erzählungen weiterzugeben und eben nicht in nackten Lehrsätzen. Im Grunde müssen wir diese Erzählungen wie Bilder auslegen und nach den darin enthaltenen Erfahrungen fragen.

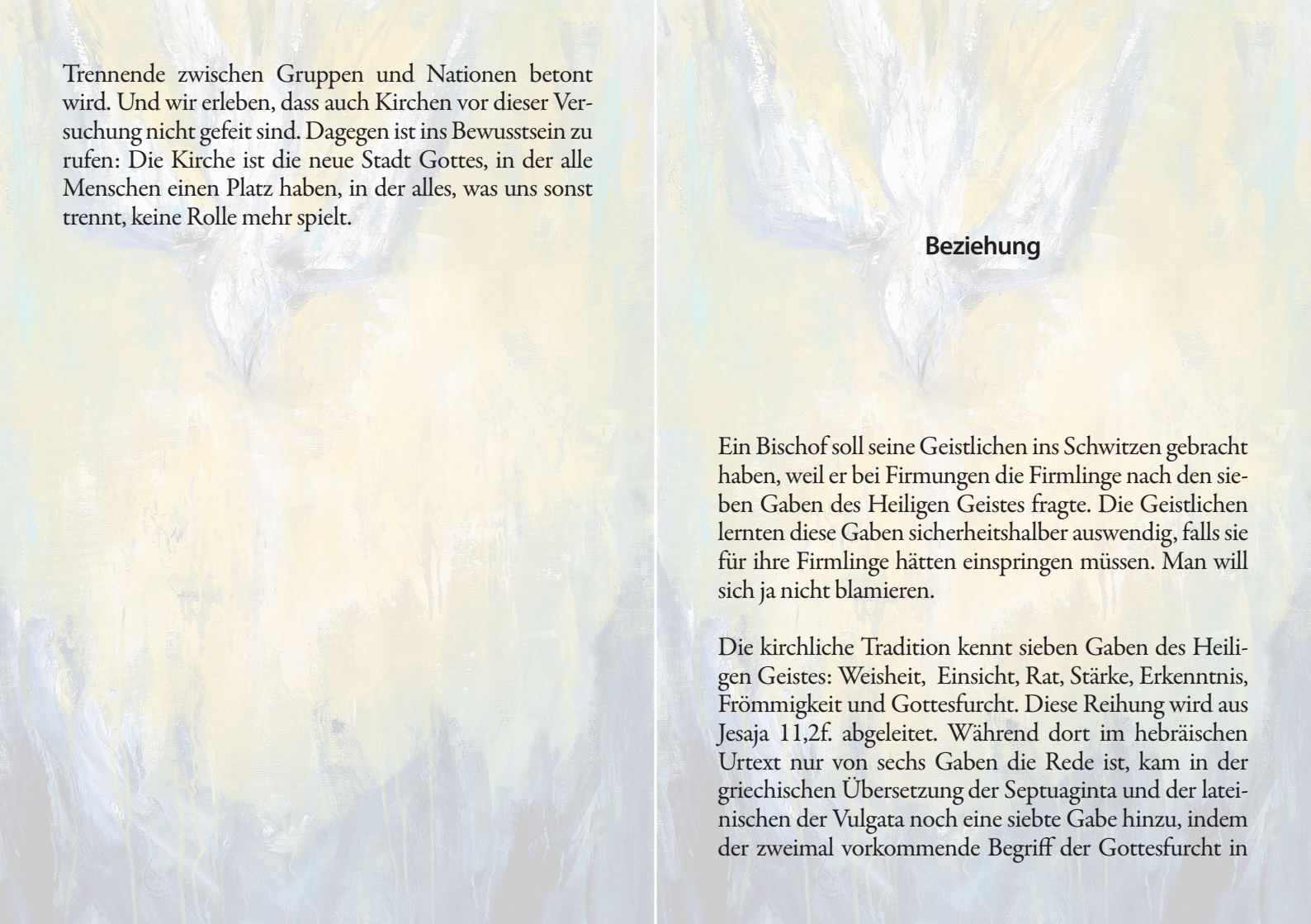
Wenn ich mich vor diesem Hintergrund an das Pfingstgeschehen herantaste und nach der dahinter stehenden Erfahrung frage, dann würde ich diese so umschreiben: Es ist möglich, dass sich Menschen in einem ganz tiefen Sinn verstehen, trotz unserer unterschiedlichen Sprachen, unserer verschiedenen Herkunft, unserer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Klassen und Schichten – trotz all dem, wofür Babel steht.

Das klingt vielleicht sehr abstrakt, doch kann man sich dem Gemeinten mit den eigenen, sehr alltäglichen Erfah-

rungen annähern. Jeder und jede hat es sicherlich schon einmal erlebt: Da trifft man auf einen Menschen und hat das Gefühl, sofort einen Draht zueinander zu haben. Da verbringt man einen Abend mit vielleicht wildfremden Menschen, und irgendwie passt trotzdem alles zusammen. Oder man blickt einem in die Augen und hat das Gefühl, in dem Moment alles über ihn zu wissen. – Um eine solche tiefe Erfahrung geht es an Pfingsten. Die Jüngerinnen und Jünger Jesu haben erfahren, dass sie zusammen gehören, trotz allem, was sie trennt; dass da etwas ist, was sie verbindet, was sie dann Geist nannten.

Aber die Pfingstgeschichte sagt uns auch, dass wir diese Erfahrung von Gemeinschaft nicht machen können, so wie wir eine Stadt bauen können. Sie ist ein Geschenk. Heiliger Geist nennt die Heilige Schrift den, der das bewirkt. Diese Erfahrung ist auch kein Dauerzustand, wie das Sprachenwunder kein Dauerzustand ist. Es geht um eine Augenblickserfahrung. Aber im Augenblick wird deutlich, was grundsätzlich möglich ist. Im Augenblick wird auch deutlich, wofür wir als Christinnen und Christen stehen, was die Sendung, die Aufgabe der Kirche ist. Vielleicht feiern wir gerade deshalb an Pfingsten (und nicht etwa an Ostern) den Geburtstag der Kirche.

Die Sendung der Kirche ist es, das, wofür Babel steht, zu heilen. Das hört sich einfach an, aber auf der gesellschaftlichen Ebene erleben wir immer wieder, wie das



Trennende zwischen Gruppen und Nationen betont wird. Und wir erleben, dass auch Kirchen vor dieser Versuchung nicht gefeit sind. Dagegen ist ins Bewusstsein zu rufen: Die Kirche ist die neue Stadt Gottes, in der alle Menschen einen Platz haben, in der alles, was uns sonst trennt, keine Rolle mehr spielt.

Beziehung

Ein Bischof soll seine Geistlichen ins Schwitzen gebracht haben, weil er bei Firmungen die Firmlinge nach den sieben Gaben des Heiligen Geistes fragte. Die Geistlichen lernten diese Gaben sicherheitshalber auswendig, falls sie für ihre Firmlinge hätten einspringen müssen. Man will sich ja nicht blamieren.

Die kirchliche Tradition kennt sieben Gaben des Heiligen Geistes: Weisheit, Einsicht, Rat, Stärke, Erkenntnis, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Diese Reihung wird aus Jesaja 11,2f. abgeleitet. Während dort im hebräischen Urtext nur von sechs Gaben die Rede ist, kam in der griechischen Übersetzung der Septuaginta und der lateinischen der Vulgata noch eine siebte Gabe hinzu, indem der zweimal vorkommende Begriff der Gottesfurcht in

einem Fall als „Gottesfurcht“ und im anderen als „Frömmigkeit“ übersetzt wurde. Dieser „Trick“ verdankt sich dem Bemühen, auf die Siebenzahl zu kommen, denn diese galt als heilig.

Ich frage die Gaben des Heiligen Geistes bei Firmungen nicht ab. Manchmal habe ich sogar ein ungutes Gefühl, wenn ich höre, was die Firmlinge in der Firmvorbereitung darüber gelernt haben. Denn ich frage mich, ob nicht ungewollt der Vorstellung Vorschub geleistet wird, der Heilige Geist sei so etwas wie ein hochdosiertes göttliches Vitamin: Man bittet darum, bekommt's, und schon geht alles hochinspiriert vonstatten. Das ist nicht weit von dem mütterlichen Ratschlag meiner Kindheit entfernt, vor einer Schulaufgabe ein Stoßgebet zum Heiligen Geist zu senden. Bei einem derart materiellen bis magischen Missverständnis des Heiligen Geistes kann die Enttäuschung nicht ausbleiben.

Wenn wir zu den Anfängen des Nachdenkens über den Heiligen Geist zurückgehen, dann taucht er auf, als die Christen versuchen, die Beziehung zwischen Gott und Jesus zu beschreiben. Es begann mit einer besonderen Erfahrung mit Jesus: Da erzählte einer nicht nur von Gott, sondern in seinen Worten und Taten wurde Gott erfahrbar. Gott war nahe, anwesend, präsent, so dass man sagen konnte, Gott habe sich in Jesus gezeigt, ja offenbart.

Wobei es schon ein erster Akt der theologischen Reflexion ist zu sagen, dass sich Gott in Jesus offenbart hat. Denn damit war eins ausgeschlossen: Gott und Jesus als ein und dasselbe zu betrachten. Da sprach dann doch zu viel dagegen. Immerhin wusste man um Jesu Abstammung, kannte seine Familie, seine Eltern und Geschwister. Einige versuchten, diese Selbstoffenbarung Gottes in Jesus mit dem Modell des Propheten zu erklären. Spuren dieser Prophetenchristologie finden sich im Neuen Testament, aber auch im Koran. Andere griffen auf den Titel „Sohn Gottes“ zurück, der freilich ein „biologisches“ Missverständnis nicht ausschloss.

Egal, wie man es drehte und wendete: Es gab eine besondere Beziehung zwischen Gott und Jesus. Und um diese zu erklären, kam der Heilige Geist ins Spiel. Heiliger Geist ist meines Erachtens der Versuch, die Beziehung Gott-Jesus zu beschreiben, und zwar als eine Beziehung, die von Gott ausgeht, so wie jede Offenbarung Gottes eine Selbstoffenbarung ist und nur von ihm ausgehen kann. Von daher ist es nicht unwichtig, dass es im großen Glaubensbekenntnis vom Heiligen Geist heißt, er gehe vom Vater aus.

Der Heilige Geist ist demnach zunächst eine Beziehungskategorie. Vielleicht könnte man sogar von einem Beziehungsgeschehen sprechen, das – wie bereits gesagt – immer von Gott ausgeht. Deshalb können wir um

den Geist nur bitten. Doch wir bitten eben nicht um das hochdosierte göttliche Vitamin, sondern wir bitten, dass wir in diese göttlich-menschliche Beziehung hineingenommen werden. Das erbitten wir in der Eucharistie im Hinblick auf die Gaben, bei der Firmung im Hinblick auf die Firmlinge.

Wenn ich das so sehe, dann muss ich von einem Bild der Dreifaltigkeit Abschied nehmen, das sich in meinem Kopf festgesetzt hat. Wer die Dreifaltigkeit symbolisch darstellen möchte, würde wahrscheinlich ein Dreieck zeichnen. Ein Dreieck wird definiert durch drei Punkte, die in diesem Fall für Vater, Sohn und Heiliger Geist stehen. Aber genau dadurch wird nicht erkennbar, dass der Heilige Geist nicht eine dritte Gottheit ist, sondern dass er ein Beziehungsgeschehen beschreibt.

Heute würde ich eher zwei Punkte mit einer Linie verbinden, um die Trinität zu zeichnen. In dieser Hinsicht war die westliche Ikonografie verlässlich. Sie hat den Heiligen Geist fast nie menschenähnlich gezeichnet, was sie bei Gottvater immer tat, sondern zum Beispiel als Feuerzunge oder als Taube. Die Taube steht als Vogel für ein Wesen, das sich zwischen Himmel und Erde bewegt.

Der Heilige Geist als Beziehungskategorie, als Beziehungsgeschehen – das ist einer meiner Annäherungsversuche an den Heiligen Geist. Vor diesem Hintergrund er-

schließt sich mir die Pfingstgeschichte als die Schilderung eines vielfältigen Beziehungsgeschehens. Die Jüngerinnen und Jünger machen eine tiefe Gemeinschaftserfahrung untereinander, was im Bild des Sprachenwunders erzählt wird. Plötzlich verstehen sich alle. Es ist aber zugleich eine göttliche Gemeinschaftserfahrung, die den Jüngerinnen und Jüngern von Gott geschenkt wird, die sie selbst nicht in der Hand haben.

Wann immer wir um den Heiligen Geist bitten, bitten wir nicht um ein göttliches Vitamin, sondern darum, hineingenommen zu werden in das göttlich-menschliche Beziehungsgeschehen. Das, was wir die Gaben des Geistes nennen, ergibt sich aus dieser Beziehung; die Gaben sind seine Früchte. Ein Automatismus ist das nicht; es ist nichts, was wir machen können. Deshalb bleiben wir Bittende.

